

Steine der Hoffnung zusammentragen¹

Rückmeldungen und Herausforderungen aus Kontexten mystischer, missionarischer und militanter Glaubenspraxis

Paulo Suess
suess@uol.com.br

Von allem blieben ein paar Gewissheiten:
die Unterbrechung ist der Beginn einer Geschichte,
im Schmerz höre ich den Schrei des Lebens,
im Irrtum den Pulsschlag eines anderen Weges,
im Geröll des Steinbruchs - Steine der Hoffnung.

I.

Im politischen Szenario Brasiliens, geprägt von kollektiver Korruption, struktureller Illegalität und persönlicher Gerissenheit, ist es augenblicklich gar nicht so leicht Steine der Hoffnung zusammenzutragen. Und doch dürfen wir uns bei aller Enttäuschung nicht einfach mit Ersatzszenarien in einen spirituellen Schmolllwinkel der Besserwisserei („wir haben das ja immer schon vorausgesehen“), der Unberührbarkeit („das kann uns gar nichts anhaben“) oder melancholischer Resignation („die Welt ist nun mal so“) zurückziehen. Das erste Gebot des Prinzips der Solidarität und, in gewisser Weise auch des Paradigmas der Inkulturation sagt uns: „Du darfst dich nicht abschotten“ oder positiv: „Einmischen ist Pflicht“.

Eine Variante zur Abschottung vom Alltag wäre sein Vergessen. Viele Menschen Lateinamerikas sind heute ihrer Armut so überdrüssig, dass Versprechen der Rückkehr zu den Fleischtöpfen Ägyptens verheißungsvoller klingen als Vorschläge zu politischen Veränderungen. Kirchen, deren Grußbotschaft lautet: „Bei uns könnt ihr euren Alltag vergessen“, finden außerordentlichen Zulauf. Für das Kreuz Christi gibt es in solchen Kirchen nur einen Abstellplatz in der Sakristei. Showeffekte eines singenden Popstars im Priestergewand, oft in erschreckender Nähe zur sog. Spaßgesellschaft, werden als Seelenbalsam beklatscht. Weil solche Liturgien unwahr sind, produzieren sie weder widerstandsfähige Beziehungen noch widerständige Hoffnung.

Eine sanfte Stimme widerständiger Hoffnung wird Ende September aus Cabrobó vernommen. Der Franziskanerbischof Luís Cappio aus Barra, im Innern des Staates Bahia, war am 26. September in Hungerstreik getreten. Ein selbst von der Weltbank als größtenwahnsinnig erachtetes Entwicklungsprojekt sollte dem Rio São

¹ Referat anlässlich der Eröffnungsveranstaltung einer Tagung zur Adveniat-Aktion 2005, mit dem Schwerpunktland Brasilien, unter dem Leitwort „Licht gegen das Dunkel – Kontexte pastoraler Praxis in Brasilien als Herausforderung“. Wiesbaden-Naurod, Wilhelm-Kempf-Haus, 25./26. November 2005. Organisatoren: Akademie Rabanus Maurus, Fachbereich Katholische Theologie der Johann-Wolfgang-Goethe Universität, Hilfswerk Adveniat.

Francisco Wasser abzapfen und, um es etwas vereinfacht zu sagen, der Agrarindustrie zur Verfügung stellen. Leiden würden darunter die kleinen Leute, die an den Flussufern des 2.700 km langen São Francisco leben und auch der Indio-Stamm der Truká, deren Insel dadurch zu Festland werden würde. Um die Einstellung des Projektes zu erreichen, ist Bischof Cappio in Hungerstreik getreten und hat die Sache der ausgebeuteten Menschen und der ausgebeuteten Natur auf ihren gemeinsamen Nenner gebracht. Sofort begannen Wallfahrtsströme nach Cabrobó/PE zu pilgern, wo sie von Dom Luís einen Händedruck, ein Segenszeichen und ein paar gute Worte erhielten: kleine Leute, Indios Truká und Tumbalalá, Sozialbewegungen, Politiker, Pastoralträger, Ordensleute, Journalisten. Als es sich im Land herumgesprochen hatte, dass da einer bereit war, sein Leben hinzugeben, da wurde Cabrobó für viele zum Gnadenort und für die Regierung zu einer bedrohlichen Situation. Als Präsident Lula nach 11 Tagen eine breite Diskussion des Projekts mit der Bevölkerung versprach, hat Bischof Cappio sein Fasten abgebrochen. Er war auch innerkirchlich unter Druck gesetzt worden. Ein Brief vom Präfekten der Bischofskongregation, Kardinal Giovanni Battista Re, sprach von der Verletzung von Prinzipien christlicher Moral. Manche Bischöfe sprachen von Selbstmordversuch. Der Hungerstreik Cappios hatte nicht die charakteristischen Züge eines Selbstmords, sondern die einer Impfung. Wie das Gift der Schlange, als Impfung, Antikörper gegen den Schlangenbiss erzeugt, so hat das Gift des Hungers (Fastenstreik!) Antikörper gegen den Hunger und die Gewinnsucht derer geschaffen, die den Rio São Francisco ausbeuten wollen. Bischof Cappio hat gezeigt, dass es manchmal möglich ist mit ganz einfachen Mitteln auf die Priorität jeder Politik, die Armen, aufmerksam zu machen.

II.

Seit Monaten stehen wir also in Brasilien vor einem politischen Scherbenhaufen. Eine Hiobsbotschaft über finanzielle Machenschaften der Arbeiterpartei (PT) löst die andere ab. Drei parlamentarische Untersuchungsausschüsse und ein interner Ethikrat des Parlaments untersuchen die Geldquellen der Arbeiterpartei. Auch andere Parteien sind in die Finanzierungsskandale des Wahlkampfs verwickelt. Fünf Parteivorsitzende (PT, PTB, PL, PP, PSDB) und der Präsident der Abgeordnetenversammlung mussten bisher zurücktreten, weil sie in diese Machenschaften verwickelt waren.

Die Arbeiterpartei hatte sich in den 80er Jahren gebildet aus Gruppen, die gegen die Militärdiktatur bewaffneten Widerstand geleistet hatten, aus Gewerkschaftsmitgliedern und aus Christen, die durch die Schule der Basisgemeinden gegangen waren. Seit zwei Jahrzehnten haben sich die sozialen Bewegungen und mit ihnen viele Pastoralträger für die Arbeiterpartei Brasiliens

eingesetzt. Sie gingen dabei von der Hoffnung aus, dass die Arbeiterpartei, unter ihrem aus dem Armenhaus des Nordostens und dem Arbeitermilieu stammenden Präsidentschaftskandidaten Lula, ihr Parteiprogramm und ihre Wahlversprechen in konkrete Politik umsetzen würde. In diesem Programm waren Vermögensumverteilung, Demokratisierung von Grund und Boden durch Landreform, Arbeitsplatzbeschaffung, die Änderung des Tilgungsmodus² der Auslandsschulden und eine neue Politik der Anerkennung gegenüber den indigenen Völkern vorgesehen.

Aber die weltweit vor sich gehende ideologische Angleichung der Parteien hat auch in Brasilien stattgefunden. Kleine Schwerpunktdifferenzen werden lediglich rhetorisch aufgebauscht und durch neue Designs der Marktpsychologie verschleiert, um die 90%ige Gleichheit des politischen DNA zu vertuschen. Die kleine Differenz wird auf dem Markt zur Marke und in der Politik zur Partei. Differenzierte Originalität der Aufmachung täuscht über qualitative „Gleich-Gültigkeit“ hinweg.

Spezialisten des Makroszenarios weisen auf die Akzentuierung dreier Systemkrisen hin: die Finanzkrise (Dollarschwäche), die Ökokrise² und die Krise der sog. liberalen Demokratien, die sich in jedem Land auf spezifische Weise reflektieren. Spezifische regionale Eingriffe, Realutopien, Alternativen zur Eindämmung der Verteilungskrise werden unwahrscheinlicher. Die gesellschaftliche Großlandschaft ist heute in vieler Hinsicht weglos, wie eine Wildnis. Ein Nicht-Weg und das Verschwinden von Horizonten charakterisieren die neoliberale, nachsozialistische Landschaft. Eine ökologisch geplünderte, sozial zerrissene und spirituell ausgebrannte „Nachwelt“ (postmodern, postmetaphysisch, postsäkular, postsozialistisch) fordert uns grundlegend heraus.

III.

Pastoralträger von heute haben vielfach noch in den Aufbrüchen der 60er Jahre ihre theoretische und praktische Schulung erfahren. Aufgrund der Konfliktsituation ihres Projekts, das die Lebenschancen marginalisierter sozialer Gruppen zum Gegenstand hat, und aufgrund der Imperative einer vom Evangelium her geprägten Solidarität stehen sie unter ständigem sozial-politischem und ethisch-praktischem Druck. Im heutigen Brasilien sind sie ganz konkret von drei Konflikten bedroht, die etwas ungenau den drei Systemebenen Kultur, Gesellschaft und Politik zugeordnet werden können. Es müsste also über kulturelle Entzauberung und Relativierung, soziale

² Der Hurrikan Katrina ist nicht eine fatale Naturkatastrophe sondern die Antwort der Natur auf eine Option. Die Nichtunterzeichnung der Protokolle von Kyoto zugunsten der Erdölindustrie, durch die USA, hat natürlich etwas zu tun mit der Erwärmung des Golfs von Mexiko und der Zerstörung von New Orleans. Der September war der heißeste Monat der seit Menschengedenken auf dem Planeten Erde registriert wurde. Selbst der Regenwald Amazoniens wurde zum ausgetrockneten Notstandsgebiet.

Verbürgerlichung und politische Verwaisung nachgedacht werden. Die kulturelle Entzauberung der Natur, auch der Natur des Menschen, die in einer einseitig-übersteigerten Betonung von Rationalität und Entwicklungseuphorie (auch und gerade in den Worten und Handlungen unseres Arbeiter-Präsidenten Lula!) ihren Niederschlag gefunden hat, und jene Verflüssigung von privater und kollektiver Identität durch Relativierung von Grenzen und Gleichsetzung von Ungleichen, sollen hier ebenso wenig wie die Verbürgerlichung durch Konsumutopie und Kosten-Nutzenprinzip erörtert werden. Kulturelle Entzauberung, ethische Relativierung und soziale Verbürgerlichung haben, gerade auch im katholischen Lateinamerika, zu einer spirituellen Depression durch Übertreibung (pfingstliches Schwärmertum, Fundamentalismus, formaler Rigorismus) und Unterlassung (aufgeklärter Atheismus, Relativismus, Säkularisierung) beigetragen.

Vor diesem Hintergrund habe ich mein Thema bescheiden „Steine der Hoffnung zusammentragen“ genannt. Damit wollte ich darauf hinweisen, dass Hoffnung, realistischer Weise, nicht von makrostrukturellen Eingriffen zu erwarten ist. Makrostrukturelle Analysen mit denen sich vor allem unsere Ökonomen herumschlagen, sind einmütig in ihrer Hoffnungslosigkeit. Ich führe das auf ihre Distanz zu den konkreten Menschen und ihren alltäglichen Sorgen zurück.

Die Sorge um den Anderen aus der Vision der Nähe des Reiches Gottes – dies ist ja das Programm von ADVENIAT – ist nie hoffnungslos. Wer Hoffnung sucht, muss sich an besorgniserregende Szenarien herantasten. Im Schrei der Armen, der indigenen Völker und der Ausgeschlossenen ist die Nähe des Reiches Gottes erfahrbar, nicht als Vertröstung, sondern als Widerstand und Freude.

Wir und sie erfahren diese Nähe in der Freude, die darin liegt, ganz einfach die Hände auszustrecken, um, wie Franziskus, die Aussätzigen des 21. Jahrhunderts zu berühren. In dieser Freude der ausgestreckten Hände ist die immer dünner werdende Finanzdecke deutscher Diözesen nicht zum Leichentuch der Solidarität geworden. Der Ruf „Zurück zum Kerngeschäft“ bedeutet nicht zurück zur Sakramentenpastoral, um den Preis eines kirchlichen Sozialabbaus. Unsere Herkunft aus der Liebe Gottes bestimmt weiterhin unser weltweites gegenseitiges Verhältnis. Sie haben Caritas und pastorale Optionen nicht einfach an die Logik des Marktes ausgelagert. Wir wissen weiterhin, dass man die fünf Brote, die man hat, erst austeilen muss, damit zwölf Körbe übrig bleiben. Auch darin liegt ja ein gutes Stück Kreativität und Widerstand gegen konventionelle Alltagslogik. In der Alltagsrealität, in der wir uns bewegen, gibt es Hoffnung oft nur im Fragment. Wer Steine der Hoffnung finden will, muss sich im Steinbruch der Wirklichkeit abarbeiten und von den Armen unterbrechen lassen. Die brasilianische Kirche hat sich oft von den Armen und Anderen unterbrechen lassen.

IV.

Ohne jetzt konkrete Vorschläge zu machen, wie diese Hoffnungsspuren in Hoffnungsszenarien mit makrostruktureller Sprengwirkung umgewandelt werden könnten, möchte ich doch einige dieser Steine der Hoffnung aus dem Steinbruch Brasilien 2005 vor ihnen ausbreiten. Sie haben mit Menschen zu tun, die zum Volk Gottes gehören, also Kirche sind, und mit „Zeichen der Zeit“, durch die Gott aus ganz konkreten Mikrowelten zu uns spricht.

1. Dona Maria: Hoffnung auf den nächsten Tag

Dona Maria ist 67 Jahre alt und lebt davon, nachts Pappkartons zu sammeln. Mit einem Gefährt, das als Kreuzung aus Leiterwagen und Ochsenkarren bezeichnet werden könnte, zieht sie durch die Straßen von São Paulo. Sie unterhält drei Buben, die sie irgendwann, wie ihre Pappkartons, auf der Straße aufgelesen hat. Den Jüngsten, Adriano, hat sie gleich nach dem Tod seiner Mutter, die an Aids gestorben ist, formlos adoptiert. Adriano sitzt immer oben auf den Pappkartons, wie der kleine Prinz persönlich. Wenn Dona Maria schon etwas außer Atem an den Spelunken vorbeizieht, schreit er laut: „Was habt ihr da heute wieder für uns“? Als Adriano eingeschult werden sollte und Dona Maria kein gesetzlich gültiges Dokument der Adoption hatte, sollte das Kind in ein staatliches Waisenhaus kommen. Da ist Dona Maria für ein Jahr aus São Paulo verschwunden. Schließlich fand sich ein Richter, der ihr die vorläufige Vormundschaft Adrianos zugesprochen hat. Da ist sie wieder aufgetaucht mit ihrem Handkarren. Nach einem 10jährigen Kampf um eine Wohnung, - und Sie müssen sich vorstellen, dazu gehören unendlich viele Hausbesetzungen, Vertreibungen durch die Polizei, wieder neue Besetzungen und Vertreibungen - nach 10 Jahren also sollten alle 120 Familien, mit denen sie in der Ohne-Haus-Bewegung gekämpft hatte, eine Wohnung bekommen. Diese Wohnung würde in 20 Jahren durch symbolische Ratenzahlungen zum Eigentum werden. Aber da hieß es in der städtischen Wohnungsbehörde, dass Dona Maria schon zu alt sei, um 20 Jahre lang die Wohnung abzubezahlen. Sie könne ja nicht damit rechnen, 87 Jahre alt zu werden. Da gab es einen Aufstand der Ohne-Haus-Bewegung. Schließlich bekam Dona Maria ihre Wohnung. Als Mutter Courage zieht sie weiterhin nächtens durch die Straßen, zahlt ihre Wohnung ab durch den Verkauf wiederverwertbarer Abfallprodukte von São Paulo. Ohne Verbitterung freut sich Dona Maria stets auf den nächsten Tag.

2. Amparo Maternal: Mystik der leeren Hände

Im Herzen von São Paulo gibt es eine Geburtsklinik für die Armen, den Amparo Maternal. Durchschnittlich kommen dort jeden Tag 30 Kinder zur Welt. Im Amparo werden alle Mütter aufgenommen, die keine Krankenversicherung haben. Die meisten kommen von der Straße oder aus Elendsvierteln, und sind irgendwo auf der Flucht vom Landesinnern zur Großstadt. Viele sind ledige Mütter aus zerrütteten Familienverhältnissen. In einem Zimmer sah ich 10 Kleinkinder, die auf eine Adoption warteten. Auch Mütter, die nach der Geburt nicht wissen wohin, können eine gewisse Zeit in der Klinik bleiben. Sie helfen bei einfacheren Arbeiten mit und werden in nachmittäglichen Kursen darauf vorbereitet, wieder im „normalen menschlichen Leben“ Fuß zu fassen. Aber was ist hier schon normal? Ich sah viele freiwillige Helferinnen und Helfer aus allen Berufsschichten, die die Mütter, von der Aufnahmepforte bis zur Türe, durch die sie dann mit ihrem Baby wieder hinausgehen, begleiten.

Die Hälfte der Unkosten des Amparo wird durch eine Kette der Solidarität bestritten, beispielsweise durch die Pfarrei zum Heiligen Expedito. Der heilige Expedito, zuständig für dringende Notfälle, ist einer der populärsten Heiligen Brasiliens. Da hat sich der Pfarrer gedacht, alle die in einer dringenden Not Hilfe bekamen, können auch anderen in einem dringenden Anliegen helfen. Früher gab es da unendlich viele Motivtafeln und Spruchbänder, etwa mit der Aufschrift: „Der heilige Expedito hat geholfen“. Der Pfarrer sagte also seiner Gemeinde: „Das Geld für die Spruchbänder könnt ihr euch sparen und ihr könntet einen Basiskorb mit Lebensmitteln geben, den wir dann an den Amparo Maternal weiterleiten“. Eine der vier belgischen Vinzenterinnen, die im Amparo arbeiten, sagte mir: „Um das Essen brauchen wir uns nicht zu kümmern. Es wird uns jeden Tag geschenkt.“ Als ich mit Schwester Enir sprach, kam die Leiterin einer Basisgemeinde vom Stadtrand und brachte 50 Reais in Kleingeld. Es war die Kollekte einer Novene. „Wir haben Schulden nach allen Seiten“, sagte die Schwester. „Wir versuchen besonders die Löhne der kleinen Angestellten zu bezahlen.“

Die Mystik der leeren Hände und der Solidarität beeindruckt jeden Besucher des Amparo. Wenn mich Freunde oft fragen, was aus der in Medellín proklamierten „Umwandlung Lateinamerikas im Lichte des Konzils“ geworden ist, denke ich an viele konkrete Situationen wo sich der Herweg der Gnade und der Hinweg der Solidarität kreuzen sich. Es gibt eine Verbindung zwischen politisch aufgeklärter Basisgemeinde, Weihnachtsovone, Volksmission, Heiligenverehrung und dem Amparo Maternal. Religion ist nicht mehr „Opium für das Volk“, sondern Motor der Solidarität und Feld der Hoffnung in der weglosen, zerstörten Landschaft des beschädigten Lebens.

3. Obdachlose: das Öl der Präsenz

Ich feiere öfters den Sonntagsgottesdienst in der Obdachlosenherberge Glicerio unter einer Straßenüberführung. Die Stadtverwaltung von São Paulo hat diese Herberge, in der bis zu 400 Menschen übernachten können, an die Franziskaner ausgelagert. Dort habe ich so einen Querschnitt durch die geschundene Menschheit vor mir, wie das bei Gottesdiensten in den Pfarrkirchen kaum üblich ist: Landlose, Obdachlose, Arbeitslose; Frauen, die von ihren Männern misshandelt wurden und ihr dürftiges Heim fluchtartig verlassen mussten; Kinder, die den Padre gleich als ihren neuen Vater vereinnahmen möchten; alte Menschen; manche kommen aus dem Gefängnis. Der Aufenthalt auf der Straße hat an ihnen gezehrt. Einige haben bei Sektenkirchen, spiritistischen Bewegungen oder afroamerikanischen Kulturen Station gemacht. Ich gehe gern zum Glicerio und frage mich manchmal: Warum freuen sich die Leute, wenn du kommst? Bei den Menschen, die unter die Räuber des Turbokapitalismus' gefallen sind, gibt es oft unmittelbar kaum "Lösungen". Aber vielleicht wirkt in diesem Augenblick ihres Lebens schon das Öl unserer Präsenz knotenlösend. Das Leiden der Menschen ohne Dach, Land und Arbeit hat seine Ursache nicht darin, dass Brot und Boden, Wohnraum und Wissen fehlen. Nicht die Erkenntnisprobleme sind unüberwindlich, sondern die Verteilerwiderstände. Diese Widerstände zu brechen ist vielleicht die große pastorale Aufgabe dieses Jahrhunderts.

4. Landlosenbewegung (MST): Organisation und Schulung

Die Herberge ist eine Notlösung für ein paar Nächte. Und danach? Die Landlosenbewegung lädt mich manchmal zu einer Aussendungsmystik ein. Worum geht es dabei? Wie die europäischen Fußballclubs Leute nach Brasilien schicken, sog. Olheiros, um gute Spieler ausfindig zu machen, so schickt die Landlosenbewegung auch einige ihrer Leute durch São Paulo, um Menschen von der Straße wegzuholen und sie einige Monate lang auf eine Landnahme vorzubereiten. Beim Aussendungsgottesdienst zu einer dieser Landnahmen bat ich einen der Abenteurer dieser Nacht den Text aus dem Buch Exodus vorzulesen, in dem die Befreiten, aus Furcht vor dem Roten Meer und der Freiheit, wieder in die Sklaverei zurück wollen. Gott sagt dann zu einem verzweiferten Moses:: „Sag dem Volk, sie sollen vorwärts gehen!“ Und wir wiederholten diesen Text wie ein Mantra. Ich versuchte dann den Leuten zu sagen, dass Obdachlosigkeit und Hunger kein Schicksal seien. Nun bräuchten sie nicht mehr leere Bierdosen und Pappkartons zusammen zu suchen, an Straßenkreuzungen zu betteln und in den Mülltonnen nach etwas Essbarem herumzustochern. „Ihr habt keinen Grund dem Käfig, dem ihr nun entkommen werdet, nachzutrauern“! Manche, vor allem die Älteren und die

Mütter mit kleinen Kindern, waren doch sehr verunsichert. Nach Mitternacht kamen dann Omnibusse und brachten die 250 Obdachlosen ins Landesinnere.

Auf dem besetzten Land wurden Unterschlupfmöglichkeiten improvisiert: vier Holzpflocke und eine Plastikplane darüber. Beim Gottesdienst, jetzt schon im „Gelobten Land“, sprachen die Leute über ihr Gottvertrauen. „Ja, woher habt ihr denn euren Mut zum Widerstand?“, fragte ich. Senhor Sergio begann spontan Psalm 24 zu rezitieren: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts fehlen“. Er konnte den Psalm von vorn bis hinten auswendig. Bei den Fürbitten fiel ihnen nichts ein, worum sie bitten sollten; bei der Danksagung fanden sie kein Ende.

Natürlich könnte ich auch von Leuten berichten, die wieder zurück auf die Straße gegangen sind, weil sie es im „Gelobten Land“, wo Drogen und Alkohol verboten sind, nicht aushielten. Oh, die Straße hat es in sich! Manche Beschädigungen der Straße, besonders bei Kindern, scheinen irreparabel. Die Evangelisierung, bei der es um die Erhaltung der bedrohten oder um die Wiederherstellung der verlorenen Menschenwürde geht, ist sehr dringlich.

Ich könnte Ihnen aber auch von der improvisierten Schule auf dem besetzten Land erzählen, von der Freude über die ersten Anpflanzungen und von der im Januar dieses Jahres offiziell eröffneten „Escola Nacional Florestan Fernandes“, in Guararema, im Staat São Paulo. Nach einem Zweijahreskurs hat die erste Gruppe von 60 Studierenden, gerade vor einer Woche, am 17.11., ihr Diplom erhalten. Es handelt sich dabei um eine höhere Landwirtschaftsschule, auf der technisches Wissen vermittelt wird und politische Schulung stattfindet. Es sollen hier keine überholten pädagogischen Universitätsmodelle kopiert werden, war bei der Abschlussfeier zu hören, sondern es gehe um jenes Wissen, das zur Befreiung der Landarbeiter führe, um neue soziale und ökologische Beziehungen, um Wissenschaft im Dienst des Lebens, ohne die Privilegien von Kapital, Land, Kommunikationsmittel und Expertenwissen. Die Landfrage soll alternativ zur Agrarindustrie vom kollektiven und familiären Ackerbau her aufgerollt werden. Die Studenten, die von den Landansiedlungen der MST kommen, kehren während des Studiums immer wieder in ihre Siedlung zurück, die sie während der Zeit des Studiums auch finanziell trägt. Viele der Führungskräfte von MST sind durch kirchliche Schulen und Schulung gegangen.

Die Landbesetzung ist ein wichtiger Schritt, der über die Herbergsbetreuung hinaus geht. Dahinter stehen Organisation und Bewusstseinsbildung. Und diese Organisation hat in der Assembléia Popular, der Vollversammlung einer Dachorganisation aller Sozialbewegungen, die vom 25. bis zum 28. Oktober in Brasilia stattgefunden hat, einen qualitativen Schritt nach vorn getan. Der Eingeborenenmissionsrat Cimi war an der Seite von mehr als 200 indianischen

Verantwortlichen präsent. In einem Moment, in dem die Politiker an Glaubwürdigkeit eingebüßt haben, organisieren sich die Sozialbewegungen und plädieren für neue demokratische Partizipation an den Entscheidungen des Landes. Ein Abschlussdokument an die Nation legt den Finger auf die wunden Punkte, welche die Politiker in ihren Parteien schon als unlösbare Fälle abgelegt haben: 1% der brasilianischen Bevölkerung kontrolliert 13% des Nationaleinkommens, 1% der Bevölkerung kontrolliert 46% des anbaufähigen Landes, 1% kontrolliert in den Städten 50% des Baulandes. Es ist wichtig, heißt es in dem Dokument, dass die Gesellschaft die Gründe für die herrschende Ungleichheit und Unterdrückung kennt. Dann werden all die privilegierten Kreise aufgezählt, die ich hier nicht im einzelnen zu benennen brauche. Die 6.000 Teilnehmer der Assembléia Popular haben versprochen, sich einzusetzen für neue Formen politischer Repräsentation, die Auslandsschulden neu unter die Lupe zu nehmen, den Mindestlohn und die Renten menschenwürdig zu gestalten. Auf viele mögliche Einwände und Fragezeichen würde ich mit Galilei antworten: Sie bewegt sich doch, die Sozialbewegung! Darin liegt Hoffnung.

5. Österliche Kirche: Schwester Doroty

Am 12. Februar dieses Jahres wurde die 73jährige Ordensfrau Dorothy Stang im brasilianischen Bundesstaat Pará (Diözese Altamira) von einem gekauften Pistolenschützen umgebracht. Als sich der Mörder Schwester Doroty näherte, frug er sie: „Was hast du für eine Waffe in deiner Tasche?“ Schwester Doroty nahm ihre Bibel heraus und las ihm die Seligpreisungen vor. Dann hat er sie mit fünf Schüssen tödlich verletzt. Seit 20 Jahren war die gebürtige US-Amerikanerin in dieser Region tätig und setzte sich für die Rechte der Landlosen und für den Schutz des Regenwaldes ein. Nach ihrer Ermordung legte die brasilianische Bischofskonferenz eine Liste mit 160 Personen vor, die ebenfalls Morddrohungen erhalten hatten. Auch der Kopfpfeil eines jeden kursiert ganz öffentlich unter professionellen Killern. Und weil wir in diesem Jahr auch des 25. Jahrestages der Ermordung von Oscar Romero (+1980), Erzbischof von El Salvador, gedacht haben, sei er wenigstens erwähnt. Weder „pistoleiros“ noch Wächter am Grab können seine Auferstehung verhindern noch die Auferstehung all derer, „die aus der großen Drangsal kommen und ihre Kleider weiß gewaschen haben im Blute des Lammes“ (Offb 7,14).

Schon das Zweite Vatikanum (1962-1965) hat auf den Zusammenhang zwischen Jüngerschaft, Einsatz für die Armen und Martyrium hingewiesen (LG 42b; AG 5b). Die Bischofskonferenz von Medellin (1968) hat diesen Zusammenhang dann noch einmal besonders der rebellierenden Jugend von 1968 ans Herz gelegt und der Kirche empfohlen, „dass sich in Lateinamerika immer leuchtender das Gesicht einer

wirklich armen, missionarischen und österlichen Kirche zeige, losgelöst von aller zeitlichen Macht und mutig engagiert in der Befreiung des ganzen Menschen und aller Menschen" (Medellin, *Jugend*, III, 15a). Bei allen Einwendungen, die gegen die Befreiungstheologie vorgebracht wurden, darf nicht vergessen werden, dass diese Theologie und ihre Option für die Armen vielen Menschen zu einer neuen Glaubwürdigkeit ihres Christentums verholfen haben. Durch die Nähe zu den Armen und im Kampf um die Gerechtigkeit der Auferstehung, die den von den Mächten dieser Welt dekretierten Tod der Unterdrückten zunichte macht, wurden sie zu Glaubenszeugen, die bereit waren für die größere Sache „einer Welt für alle“ ihr Leben aufs Spiel zu setzen, in der Praxis der „größeren Liebe“ und im Kampf um die „größere Gerechtigkeit“: Lunkenbein (+1976), Missionar aus Deutschland, Santo Dias (+1979), streikender Arbeiterführer aus São Paulo, Marçal (+1983), Indio Guarani aus dem Mato Grosso Brasiliens. Es waren sehr viele, die dem größeren Traum vom Reich Gottes ihr Leben geopfert haben. „Eine Welt für alle“, das war der gemeinsame Nenner, auf den sich ehemalige Marxisten mit ihrer Utopie einer klassenlosen Gesellschaft, Indigenas mit ihrem Traum vom „Land ohne Übel“ (*Terra sem Males*) und Christen mit ihrem Glauben an die historische und eschatologische Dimension des Reiches Gottes einigen konnten. Die andere Welt, die möglich ist, und das Reich Gottes waren keine Parallelen, die sich erst im Unendlichen berühren sollten, sondern Wege, die sich ganz konkret in den Befreiungskämpfen immer wieder kreuzten. In kaum einem Kontinent sind in der nachkonziliaren Zeit so viele qualifizierte Glaubenszeugen aufgestanden und auferstanden wie in Lateinamerika. Sollte es dabei nicht auch um die oft angemahnte explizite Evangelisierung, um missionarische Aussaat und Verkündigung gehen?

6. Munduruku: ein erfüllte Leben durch die Annahme des Anderen

Gerade komme ich von einem Treffen besonderer Art aus Itaituba/PA, an der Tranamazonika-Strasse, zurück. Nach 90jähriger Arbeit unter den Indios Munduruku, am Cururu-Fluss, haben Franziskanerinnen und Franziskaner sich zusammengesetzt zu gemeinsamer pastoraler Planung dieser Arbeit. Wir haben diese Zusammenarbeit programmatisch „Missionarischer Bund unter dem Patronat von Franziskus und Klara“ („Aliança Missionária Francisclariana“) benannt. Es war die dritte Vollversammlung dieses Bundes. Als wir daran gingen, einen „Kodex missionarischer Ethik“ für das neue Bündnis zu diskutieren, da verteilte die Provinzoberin der Franziskanerinnen, Schwester Helena Calderaro, SMIC, den Tonbandmitschnitt eines Textes, um den sie ihre Mitschwester Arimatéia gebeten hatte. Schwester Arimatéia erzählte viele Beispiele von Hingabe, Nachfolge, Inkulturation und Solidarität, ohne diese Worte je in den Mund zu nehmen. Sie kam

als junge Schwester 1955 auf die Missionsstation und hat 43 Jahre bei den Munduruku gelebt. Nun musste sie aus Gesundheitsgründen die Mission verlassen. „Die Schwestern gingen mit den Indio-Frauen aufs Feld, pflanzten Reis, Mais, Maniokwurzel. Das Lebensnotwendige. Im ihrem Haus wohnten Kinder ohne Eltern. Diese waren die Sprachlehrer der Schwestern. Am Sonntag machten wir immer einen Ausflug in den Urwald, und dann zum Fluss. Ich war verrückt nach dem Fluss (Cururu). Heute noch fühle ich diese Sehnsucht nach dem Fluss. Ich war sehr sehr glücklich. Wir hatten eine große Freundschaft. Die Mädchen von damals sind heute die Großmütter der Mission. Wir waren die Vertrauten der Mädchen. Alles, was sie auf dem Herzen hatten, besprachen sie mit uns. Es gab kein Geheimnis unter uns. Ich hatte eine große Hochachtung vor meinen älteren Mitschwestern, welche die Missionsarbeit begonnen haben. Am Anfang fehlte aber auch alles. Es gab keine Boote, keine Medikamente. Und Schwester Gertrud, mit ihrer Liebe, ließ fast einen ganzen Indio Stamm auferstehen. Sie hat alles gegeben, was sie hatte. Sie hat sich nicht an die Indios gehängt, sie nicht beherrscht. Sie wollte einfach, dass dieses Volk leben könne.“

Dann erzählt Schwester Arimatéia von Frei Angélico. „Er sprach sehr laut und hat immer seine Lehrsätze gesungen. Er sang und sang. Von Weitem hörte man seine Stimme. Er lachte und sang und arbeitete. Er war ein Fest; er war ein Heiliger, gut, liebenswürdig. Als er von der Mission wegging, sagte er über die Munduruku: „Ach, was seid ihr doch für gute Menschen. Nie habe ich dergleichen gesehen“.

„Später kam der Indiomissionsrat (Cimi). Ich habe sehr viel durch ihn gelernt. Das hat mir Mut für die Arbeit gegeben. Wir haben die Munduruku unterstützt auf ihrem Land zu bleiben. (...) Es war die letzte Sache, die ich erlebt habe, die Vermessung ihres Landes. Es war ein Traum der Indios und ich habe auch davon geträumt, weil ich dachte, mit ihrem Land in rechtlicher Sicherheit, können sie noch glücklicher sein. Wir haben mitgeholfen, dass eine geplante Straße nicht durch ihr Land ging und dass da keine wissenschaftlichen Experimente mit ihnen gemacht wurden“. Als Schwester Arimatéia angeklagt wurde, dass sie die Munduruku gegen die Regierung beeinflusst hätte, empfingen die Munduruku die Politiker mit Kriegsbemalung und schlugen diese in die Flucht. „Schwester, hat es dir gefallen, wie wir die davongejagt haben?“, fragte einer der Häuptlinge ganz unschuldig die Schwester. Dann haben sie ein Fest organisiert. Freude, Lachen ohne Ende.

Aber Schwester Arimatéia berichtet auch von Zauberei (Kauxy), von Medizinmännern, welche unheilbare Krankheiten immer einem bösen Zauberer zuschreiben, der getötet werden muss. „Tränenüberströmt kamen oft Mütter zu mir und sagten: Sie haben Kauxy über mein Kind verhängt“. Schwester Arimatéia: „Und ich hatte keine Möglichkeit ihnen zusagen, es war nicht Kauxy, es war

Krankheit. (...) Wir haben auf alle nur mögliche Weise das Leben der Indios zu retten versucht, dass sie leben, von ihrem Kauxy loskommen und glücklich sind.“ Das missionarische Bündnis von Itaituba/PA hat gezeigt, wie die Sache der Indios verzagten Orden und einer oft ermüdeten Ortskirche neuen Wind in die Segel bringt.

7. Raposa Serra do Sol: der lange Marsch zur Terra Livre

Nach einem 30jährigen Kampf (oder Krieg?) und nach vielen politischen Machenschaften und juristischen Finten hat Präsident Lula am 15. April das Land der Taurepang, Macuxi, Wapixana, Ingarikó und Patamona, das Land von insgesamt 1.743.089 Hektar für insgesamt 16.000 Indios, die in über 164 Dörfer zerstreut im Staat Roraima leben, mit seiner Unterschrift zum Indioland erklärt. Er hat es nicht freiwillig getan. Es ist ihm durch den international artikulierten Kampf der Indios, der italienischen Missionare, der Diözese und der Zivilgesellschaft förmlich abgetrotzt worden. Ein Arbeiterpräsident aus der Metallindustrie hat Schwierigkeiten Land nicht nur als Produktionsfläche der Agroindustrie zu verstehen.³

Als der Gouverneur von Roraima, Ottomar Pinto, von der Unterschrift des Präsidenten erfuhr, dekretierte er sieben Staatstrauertage für Roraima. Reisproduzenten, die ins Indioland eingefallen waren, und Politiker besetzten den Ortsrundfunk von Boa Vista, der Hauptstadt des Bundeslandes, und protestierten. Auf den Straßen wurden schwarze Fahnen verteilt. Dieses Klima des psychologischen Terrors war nicht neu in Roraima. Die Indigenas und auch die missionarische Ortskirche haben in all diesen Jahren von vielen Seiten, vor allem von den Großgrundbesitzern und den mit diesen verbündeten Politikern, viele Gewalttätigkeiten erfahren. Am 16. September, vier Tage vor den Feierlichkeiten zur Freisprechung des Indiolandes, sind etwa 150 Männer, mit Kapuzen verummmt, mit Pistolen, Buschmessern und Holzprügeln in das Ausbildungs- und Kulturzentrum Raposa Serra do Sol, in die ehemaligen Gebäude der Mission Surumu, etwa 230 km von Boa Vista entfernt, eingefallen und haben in einem Vandalismus ohnegleichen alles, aber auch alles niedergebrannt: Schule, Krankenhaus, Sanitätswagen, Bibliothek, Herbergen, Kirche. Der Lehrer für Mechanik wurde verprügelt und seine 30 Schüler, für die er gerade einen Kurs gab, wurden in den Urwald getrieben. Erst als die Eindringlinge kein Benzin mehr hatten, zogen sie ab.

Aber wir wollen ja Steine der Hoffnung zusammentragen. Auf einem nationalen Treffen der Basisgemeinden, im Jahre 2000, erzählte mir José Makuxi etwas von

³ Zur einschlägigen Dokumentation vgl. Die Internetseite der Organisation der Indigenas von Roraima (Conselho Indígena de Roraima/CIR): www.cir.org.br

der Lebensgeschichte seines Volkes. "Wir wurden verachtet und wie wilde Tiere behandelt. Die Kirche von Roraima hat uns den Glauben an uns selbst wieder zurückgegeben. Heute sind wir stolz darauf, Indios zu sein. Als wir erste Erfolge mit unserer Organisation hatten, begann die Verfolgung seitens der Großgrundbesitzer und Politiker". Trotz aller Verfolgungen, heute können wir von Terra Livre, von dem befreiten Land *Raposa Serra do Sol* sprechen.

V.

Vielleicht noch ein paar Worte zum Untertitel dieses Vortrags, in dem von *mystischer, missionarischer* und *militanter* Glaubenspraxis die Rede ist. *Mystisch* muss positiv als „ganzheitlich und einfach“ und negativ als „nicht-magisch“, also „nicht-machbar“, ausbuchstabiert werden. Das *Missionarische* steht hier als Kontrapunkt zu neoliberaler Globalisierung und meint eine universale, nicht-korporative Praxis von Solidarität. *Militant* ist die Praxis des Volkes Gottes und vieler Pastoralträger, weil viele Bevölkerungsgruppen unter den Bedingungen des Spätkapitalismus' gesellschaftliche Fremdkörper sind. Bei ihrem Überlebenskampf geht es nicht einfach um Integration in bestehende gesellschaftliche Verhältnisse, sondern um strukturelle Veränderung dieser Verhältnisse. *Militanz* bedeutet nicht die versuchsweise Bemächtigung im Namen der oder für die Schwachen und Ausgegliederten, sondern meint grundlegende Neugestaltung sozialer Beziehungen, die Partizipation aller, ihre Vernetzung und permanente Schulung.

Pastorale Präsenz führt uns in ein Spannungsfeld von Anschlussfähigkeit und Bruch mit dem in diesen Kontexten gelebten „guten“ und „falschen“ Leben. Anschlussfähigkeit läuft über Erinnerung, Geschichte und Geschichten, Solidarität und gemeinsame Hoffnungen. Aber alle Kontexte sind auch Reflexe von Entfremdung, falschen Anschlüssen und übereilten Zustimmungen. Unkritische Anschlussbemühungen als gesellschaftliche Anpassung und übereilter Bruch als zorniger Aufstand können gleichermaßen falsche Entscheidungen sein.

Pastoralträger, die in den sozialen Bewegungen verwurzelt sind, stehen heute vor einer doppelten Verwaisung. Sie haben eine politische „Familie“ und das von dieser „Familie“ vertretene politische Projekt verloren. Ein solches Gefühl des Verlustes deutet auf die Notwendigkeit von Verlustarbeit und Erwachsen-Werden hin. Erwachsenwerden kann auch als Reifen im Glauben an das Projekt des Reiches Gottes verstanden werden. Unter der Prämisse des Gottesreiches geht es auch um die Unterscheidung zwischen der Gabe eines Neuen Bundes und der historischen Konstruktion privater oder staatlicher Weggenossenschaften. In einem lesenswerten Text mit dem Titel "Der Dialog der Religionen und das jüdisch-christliche Verhältnis" erinnerte der damalige Kardinal Ratzinger an den

Zusammenhang zwischen Wahrheit und Armut. Im Christentum geht das Erscheinen Gottes mit Machtlosigkeit und Armut Hand in Hand. Armut und nicht Effizienz, Ohnmacht und nicht Mächtigkeit sind Orte Seiner Gegenwart. Auch entäußerte Menschen, ob sie dies nun freiwillig getan haben oder ob es ihnen als Schicksal auferlegt wurde, sind solche Orte der Gottesgegenwart. "Die Armut ist die wahrhaft göttliche Erscheinungsform der Wahrheit"⁴, schrieb Joseph Ratzinger in dem bereits erwähnten Text, und wer von der lateinamerikanischen Theologie herkommt, würde hinzufügen: die Armut in ihrer konkreten Gestalt der Armen. Vielleicht müssen Menschen, die um eine Welt für alle ringen, wieder bei den Mystikern in die Schule gehen, um den Zusammenhang von Armut und Wahrheit, Gleichheit und Präsenz Gottes zu verstehen. Die Herkunft der Dinge und Menschen aus der Liebe Gottes bestimmt nicht nur ihr gegenseitiges Verhältnis, sondern auch die Dynamik ihrer Kreativität, mit der sie der Banalität des Weitermachens widerstehen.

Vielleicht erwächst so aus der Talfahrt der Regierung Lula eine wichtige Lektion. Niemand soll mit der Vorstellung leben, dass der Kampf um Befreiung vom „falschen Leben“ von einer Regierung auf Dauer und rein pragmatisch auf den Weg gebracht werden kann. Was krank macht, ist nicht der Verlust einer Familie und eines schon siegreich gedachten Projekts in sich, sondern die Vorstellung von der Machbarkeit des guten Lebens diesseits von „Hingabe“ und „Fußwaschung“. Christen leben aus dem Geheimnis der Gabe als Hingabe: „hingegen für euch“. Die Hingabe Gottes in der Radikalität von Tod und Auferstehung und in der Armut von Brot und Wein - wir erinnern an sie im Kult auch als historische Auf-Gabe und Sendung. Alle Hingabe hinterlässt Spuren der Hoffnung.

(Steine der Hoffnung HP Adveniat, 12.12.05)

⁴ RATZINGER, Joseph Kardinal. Der Dialog der Religionen und das jüdisch-christliche Verhältnis, in: IDEM, *Die Vielfalt der Religionen und der Eine Bund*. 3. Aufl., Bad Tölz: Urfeld, 2003, S. 93-121, hier 116.